

„Gott ist kein Diktator“

Glauben In Deutschland hat längst ein Kampf um die Deutungshoheit über den Islam begonnen. Moderne Muslime fordern Fundamentalisten heraus – und wollen ihre Religion erneuern.

Der Mann, der Martin Luther sein könnte, sagt den Satz sehr ruhig, aber der Satz hat durchaus Sprengkraft: „Der Koran ist kein Gesetzestext“, sagt er, „der Koran ist ein Liebesbrief Gottes an die Menschen.“

Mouhanad Khorchide heißt der Mann, er ist Professor an der Universität Münster, wo er das Zentrum für Islamische Theologie leitet, er ist einer der bekanntesten Reformvertreter des Islam in Deutschland, aber Martin Luther? Wird er nie sein.

Eine Reformation braucht eine zentrale Autorität, gegen deren Missstände sie sich wendet, so wie es die katholische Kirche für Martin Luther war. Sie braucht eine verbindliche Lehre, Dogmen, eine religiöse Praxis, die ihren Ursprung sucht. Sie braucht einen Adressaten für die Wut.

All das gibt es im Islam so nicht. Ja, im Grunde gibt es den einen Islam überhaupt nicht. Es gibt nur die 1,6 Milliarden Muslime, es gibt Schiiten und Sunniten, Sufis und Aleviten. Es gibt die muslimischen Realitäten mit all ihren Problemen – und ein riesiges Bildungsdefizit bei so vielen, die über den Islam reden.

Sie, wir, die westlichen Mehrheitsgesellschaften haben sich einfach nicht dafür interessiert all die Jahre, als es noch gut zu gehen schien. Religion war etwas für andere, Glaube war eine klebrige Sache, und Muslime waren eine diffuse Masse, verborgen hinter einem Schleier des Unwissens.

Aus diesem Unwissen erwuchs die Angst. Aus der Angst erwuchs die Aggression. Und diese Aggression befördert auch immer wieder die Forderung, die wiederholt wird und wiederholt, nach jedem islamistischen Terroranschlag in der Welt, jedem Ehrenmordprozess in Deutschland, jeder Hinrichtung in Saudi-Arabien.

Der Islam braucht eine Reformation! Es ist eine Forderung, die genauso vage und tendenziell verkehrt ist wie die Formulierung „Der Islam gehört zu Deutschland“. Welcher Islam denn?

Der der Türken aus Anatolien oder der der Türken aus Istanbul? Der der Iraner oder der der Iraker? Der, der in Indonesien gelebt wird oder in Somalia? Der liberale, der konservative, der praktizierte, der alltägliche, der widersprüchliche? Präziser wäre es zu sagen: Die Muslime gehören zu Deutschland, weil sie hier leben, hier geboren sind, genauso wie Katholiken, Protestanten, Atheisten zu Deutschland gehören.

Aber um Präzision geht es einigen längst nicht mehr. Es geht um schnelle Schlüsse, um die Bestätigung von Vorurteilen und darum, es schon immer gewusst zu haben.

Die Reaktionen auf die Vorfälle in der Silvesternacht in Köln, in Hamburg, in Stuttgart haben das wieder einmal gezeigt. Es sei „die Religion“, die für das Jungmänner-Machotum verantwortlich sei, es sei eben „die Kultur“ dieser Menschen, die immer noch vor allem als Fremde wahrge-

nommen werden. Und wenn man in diesen Tagen mit Muslimen spricht, dann merkt man es ihnen an: Sie sind langsam müde, sich wieder und wieder erklären und die immer gleichen Fragen beantworten zu müssen. Kopftücher, Ehrenmorde, ist der Islam eine frauenverachtende, eine demokratiefeindliche, eine fanatische, gar faschistische Religion?

Keiner der Muslime, die wir für diese Geschichte getroffen haben, leugnet, dass es Probleme gibt, keiner verschließt die Augen davor, wie im Namen des Gottes, an den sie glauben, Taten gerechtfertigt werden, die nichts mit dem Koran zu tun haben, wie sie ihn verstehen.

Im Gegenteil. Sie sind es ja, die zum Teil täglich konfrontiert sind mit den Realitäten des Islam in Deutschland, mit dem Einfluss der salafistischen Prediger oder dem Radikalismus Jugendlicher.

Mouhanad Khorchide etwa, der nur mit Polizeischutz unterwegs ist, wenn er sich in Münster bewegt. Seit Jahren wird er von Salafisten bedrängt. Er bekommt Hass-E-Mails und Morddrohungen. Der Kölner Konvertit Pierre Vogel hetzt im Internet gegen ihn.

Aber es gibt Muslime, die daran arbeiten, den Islam zu verändern, Professoren, Autorinnen, Psychologen, Prediger, ganz normale Gläubige, sie sind dabei, den Islam zeitgemäß zu deuten und zu leben, liberal, säkular, modern, wie immer man es nennen will. Die Erneuerung, die so oft gefordert wird, findet längst statt.

Khorchide, 44, ist als Sohn von Palästinensern in Saudi-Arabien aufgewachsen. Er sagt, er habe Abgründe und Widersprüche seiner Religion kennengelernt und wolle sie deshalb erneuern. Er wolle in seinen Seminaren „einen Raum schaffen, in dem die Studenten angstfrei über ihren Glauben debattieren können“.

2012 begann dieses Experiment. Khorchides Institut ist eines von vier Islamzentren in Deutschland, die Imame und Religionslehrer ausbilden. Das Projekt ist in vielem einzigartig in Europa und eine kleine Revolution. Es könnte den Is-



Professor Khorchide
Ein Martin Luther des Islam?

DIMITRI LEITSCHUK / DER SPIEGEL



Bloggerin Gümüşay

DIMITRI LEITSCHUK / DER SPIEGEL

lam über Deutschland hinaus prägen und verändern.

Lange Zeit hat der Staat die religiöse Bildung der Muslime Moscheegemeinden und Laienpredigern überlassen. Ideologen konnten ihre radikale Interpretation des Koran unwidersprochen verbreiten. Die Absolventen der Islamzentren in Münster-Osnabrück, Frankfurt, Erlangen-Nürnberg und Tübingen sollen ein differenziertes, aufgeklärtes Religionsverständnis weitertragen.

Khorchide unterscheidet zwischen den Koranversen, die Mohammed der Erzählung nach als Prophet in Mekka empfangen hat, und jenen, die ihn später als „Staatsoberhaupt“ in Medina erreichten. Die mekkanischen Verse, die universelle Werte wie Gerechtigkeit, Freiheit, Menschenwürde umfassen, seien bis heute gültig, so Khorchide: „Gott ist kein Diktator.“

Wenn es einen Moment gab, an dem der liberale Islam in Deutschland deutlich sichtbar wurde, dann war es Navid Kermanis Auftritt in der Paulskirche im Oktober vergangenen Jahres, als er mit dem Friedenspreis des Deutschen Buchhandels ausgezeichnet wurde.

Hier war ein Mann, der fest im Glauben stand und aus dieser Festigkeit heraus mit seiner Religion rang. Es war ein doppeltes Bild, das der Schriftsteller Kermani, 48, zeichnete. Da war einmal das Bild eines reichen Islam, der Mystik, des Sufismus. Und da war das Bild eines Islam, der herabgesunken ist „zu einem Vademekum, das man mit der Suchmaschine nach diesem oder jenem Schlagwort abfragt“.

Die Folge: „Die Sprachgewalt des Koran wird zum politischen Dynamit“, wie Kermani sagte. Der radikale Islam, auf den sich die Terroristen berufen, braucht die Angst. Er braucht Feindbilder. Er braucht

einfache Wahrheiten für komplizierte Zeiten. Der Glaube ist dabei nicht das Problem; es ist der falsch verstandene, der verkürzte, der missbrauchte Glaube.

Der „Islamische Staat“ ist eine apokalyptische Sekte. Er rechtfertigt seine Taten aus dem Islam heraus, er benutzt den Koran für seine Zwecke. Der Terror hat insofern mit dem Islam zu tun. Aber nichts mit dem Glauben von Navid Kermani.

In seiner Frankfurter Rede zeichnete Kermani eine Verfallsgeschichte des islamischen Denkens. Er sprach von einem „Niedergang auch und gerade des religiösen Denkens“. Seine Rede war aber auch ein Versprechen: Kritik am Islam ist nicht nur möglich, sie ist das Wesen des Islam, der sich verändert, so wie er es über viele Jahrhunderte hinweg getan hat.

Islam bedeutet Interpretation. Es gibt oft nicht nur eine Auslegung des Koran, es gibt keine richtige und falsche Lehre. Der Zweifel ist im Islam angelegt. „Der Koran ist eine Schrift zwischen zwei Buchdeckeln, die nicht spricht“, zitierte Kermani Ali, den vierten Kalifen des Islam. „Es sind die Menschen, die mit ihm sprechen.“

Oder wie es der deutsche Islamwissenschaftler Reinhard Schulze, 63, von der Universität Bern formuliert: „Islam ist Plural.“

Für Ashraf El Sharkawy und seine Frau Omnya Ebrahim ist das mehr als ein Satz. Es ist eine Kurzfassung ihres Lebens. Wenn er von seinem Glauben spricht, dann klingt das ruhig und selbstverständlich. „Es war immer klar: Du bist ein Muslim“, sagt er und balanciert seine einjährige Tochter auf dem Schoß. „Es war aber auch immer klar: Es gibt viele Wege zu Gott.“

Die Sharkawys leben in Berlin, er ist in Schwaben geboren, sie in Ägypten. Sie sind gläubig, suchen sich aber aus der Tradition und dem zeitgemäßen Verständnis

der Religion das heraus, was ihnen einleuchtet und was sie brauchen.

Der Koran ist, wie die Bibel, voll von unklaren und widersprüchlichen Passagen. Der islamische Glaube war fast von Beginn an gespalten zwischen denen, die versuchen, den Koran auch aus seiner Entstehung heraus zu verstehen, und denen, die das ganze Werk als eine heilige Wahrheit ansehen, unveränderlich für alle Zeiten.

„Ich wollte Antworten“, sagt El Sharkawy, 44, der anfang zu beten, als er 15 oder 16 war. „Ich wollte wissen, ob es so etwas gibt wie eine absolute Wahrheit.“

Seine Eltern kamen Ende der Sechzigerjahre aus Ägypten nach Deutschland. Er studierte Wirtschaft, machte schnell Karriere. Sein Glaube gab ihm Halt. Er begann zu lesen, er studierte den Koran, aber der Zweifel, der Pluralismus, die Offenheit, das alles fehlte ihm. „Wir Muslime haben aufgehört, im Guten und ohne Tabus über den Glauben zu streiten.“

Seine Frau Omnya Ebrahim, 30, wuchs in einem der ältesten Viertel Kairo auf. Kein Mädchen trug damals ein Kopftuch. Dort lebten auch koptische Christen. „Wir haben gar nicht gemerkt, dass wir verschieden sind“, sagt sie, „wir haben nie darüber nachgedacht.“

Mitte der Neunzigerjahre fing es dann an. Zuerst war es ihre Tante, die irgendwann nur noch voll verschleiert erschien, im Nikab. „Wir haben alles falsch gemacht“, sagte ihre Tante damals, „nun machen wir alles richtig.“

Die Angst trat in Ebrahims Leben. Kam man schon in die Hölle, wenn man sich die Augenbrauen zupfte? Bald trug auch sie ein Kopftuch. Es war der Einfluss der wahhabitischen Prediger, es waren die Sitten, die viele Väter und Familien mitbrachten, die ein paar Jahre in Saudi-Arabien oder Katar gelebt und gearbeitet hatten.

„Diese Leute haben den Islam auf den Kopf gestellt“, sagt Omnya Ebrahim. „Sie haben die Werte komplett entleert. Es geht doch nicht um Äußerlichkeiten, Schleier oder nicht, es geht darum, wie man mit anderen Menschen umgeht.“

Aber genau das ist die Lehre des wahhabitischen Islam, die von Saudi-Arabien aus mit missionarischem Eifer und viel Geld verbreitet wird, in Schulen und Moscheen, mit den Versprechungen einer reinen Lehre, strenger Regeln, einer einfachen Wahrheit.

„Maschinen“, so nennt Omnya Ebrahim die Muslime, die nach den Regeln leben, wie sie vor allem in den Hadithen festgelegt sind, den überlieferten Aussprüchen und Taten Mohammeds. Diese Sammlungen beanspruchen heute oft einen fast gleichberechtigten Rang neben dem Koran.

„Aber die Hadithe sind von Menschen gemacht“, sagt Omnya Ebrahim, die kein Kopftuch mehr trägt. „Gläubig ist jeder,



Autor Kermani bei einer Lesung in einer Hamburger Moschee: Islam ist Plural



Ehepaar Ebrahim, Sharkawy: „Gläubig ist jeder, der ein gutes Herz hat“

der ein gutes Herz hat. Die Beziehung zwischen dem Koran, Gott und mir ist direkt.“

Das ist der Kern ihres Glaubens. Das ist es auch, was Orientalist Schulze als Wesen des liberalen Islam definiert – eine Frömmigkeit, die keine Autorität will und braucht, um die heilige Schrift zu lesen und zu verstehen.

Schulze sieht darin eine Bewegung hin zum Koran. Es ist ein wenig wie Luthers Reformatiionsversprechen: Der Glaube wird unabhängig von jeglicher Lehrautorität, er ist Privatsache und hat keine direkte politische Bedeutung.

Kübra Gümüsay ist eine moderne junge Bürgerin dieses Landes. Sie arbeitet als Bloggerin, Journalistin und Social-Media-Beraterin, aber sie trägt Kopftuch, aus „spirituellen Gründen“, betet fünfmal am Tag, fastet an Ramadan. „Ich habe muslimische Freundinnen mit Kopftuch, Ärztinnen, Anwältinnen, überzeugte Feministinnen“, sagt sie. „Ich bin keine Ausnahme.“

Ihre Großeltern kamen als Gastarbeiter aus der Türkei nach Deutschland. Religion hat in der Familie stets eine Rolle gespielt; ihre Verwandten haben Gümüsay, 27, vorgelebt, dass es kein Widerspruch ist, als Frau den Islam zu praktizieren und trotzdem zu arbeiten und mitten im Leben zu stehen.

Der Koran, sagt sie, sei über Jahrhunderte hinweg von Männern in patriarchalen Gesellschaften interpretiert worden. Bei etlichen Muslimen habe sich ein Religionsverständnis etabliert, das Frauen auf die Rolle als Mutter und Gattin reduziert. Nichtmuslime würden muslimische Frauen mit Kopftuch ebenfalls oft als schwach und infantil oder reaktionär diskreditieren. „Dafür haben wir nicht gekämpft!“, bekam Gümüsay von Feministinnen zu hören, als sie mit Kopftuch an einer Podiumsdiskussion teilnahm.

Die islamische Geschichte sei reich an starken Frauenfiguren, sagt Gümüsay. Chaddischa, die erste Gattin des Propheten Mohammed, sei eine erfolgreiche Unternehmerin gewesen, älter als ihr Mann und zuvor wohl dreimal verheiratet. Fatima al-Fihri habe die älteste noch bestehende Universität der Welt in Marokko gegründet. Und anders als das Neue Testament stelle der Koran Gott nicht als Vater dar. Gümüsay findet sogar, der Koran könne als feministischer Text gelesen werden, und für die Vorsteher der Moscheen fordert sie eine Frauenquote.

„Als ich jung war“, sagt Katajun Amirpur, 44, „hat sich keine Sau für den Islam interessiert.“ Heute unterrichtet sie als Professorin an der Akademie der Weltreligionen, die 2010 in Hamburg eröffnet wurde.

Im selben Jahr erschien Thilo Sarrazins Buch „Deutschland schafft sich ab“. Der Blick auf die Muslime hat sich damals geändert, er wurde wieder feindlicher. Der „Sarrazin-Schock“ ist heute noch spürbar unter Muslimen.

Die „Ablehnung des Islam hat in den letzten zwei Jahren noch deutlich zugenommen“, heißt es in einer Sonderauswertung zum Thema Islam der Bertelsmann Stiftung aus dem vergangenen Jahr. Danach fordere ein Viertel der Bevölkerung, „dass die Einwanderung von Muslimen untersagt werden sollte“. 40 Prozent der Deutschen fürchteten sich vor einer Überfremdung, die sie mit dem Islam verbinden. Und was sagen die Muslime zu dem Land, in dem sie leben? 90 Prozent aller sunnitischen Muslime in Deutschland, die sich in der Umfrage selbst als „hochreligiös“ bezeichnen, sehen in der Demokratie eine gute Staatsform.

Das ist das Spannungsfeld, in dem Amirpur ihre Studenten unterrichtet: auf der einen Seite die Angst vor einer als archaisch und antimodern wahrgenommenen Religion und andererseits die Realität gelebter Demokratie.

Die Bundesrepublik, meint Amirpur, könnte idealerweise ein „Denkraum“ sein, um eine andere Lesart des Islam zu entwickeln. In ihrem Buch „Den Islam neu

denken“ beschreibt sie, wie sich im späten 19. Jahrhundert Denker wie Jamal ad-Din al-Afghani um eine Wiederbelebung der rationalistischen Strömung im Islam bemühten – richtig gedeutet, so Afghani, „sei der Islam nicht nur vereinbar mit Vernunft und Fortschritt, sondern schreibe sie sogar vor“.

Amirpurs Vater kam 1959 aus Iran nach Deutschland. Ihr Mann Navid Kermani stammt ebenfalls aus einer iranischen Familie. Amirpurs Gott ist ein gnädiger Gott, sagt sie, kein strafender. „Gott ist Gerechtigkeit.“

Sie ist damit ein Gegenpol etwa zur Publizistin Necla Kelek, 58, die den Islam grundsätzlich für rückständig und frauenfeindlich hält. Der Islam sei immun gegen Reformen und deshalb mit Demokratie und Menschenrechten nicht zu vereinen. Der Glaube an Allah, argumentiert sie, schreibe blinden Gehorsam vor.

Dabei zeigt ein Blick in die Geschichte das Gegenteil: Reformen, Kritiker, Traditionalisten unterschiedlichster Prägung. Die „Kultur der Ambiguität. Eine andere Geschichte des Islams“ nennt das der Islamwissenschaftler Thomas Bauer, 54, von der Universität Münster. Er sieht in dieser Vieldeutigkeit einen Teil der Schönheit und der Menschlichkeit des Islam. Und er beschreibt, wie diese Tradition heute tatsächlich bedroht ist: „Während Gelehrte des 14. Jahrhunderts die Varianten des Korantextes als Bereicherung empfanden, ist die Existenz verschiedener Koranlesarten heutigen Muslimen vielfach ein Ärgernis.“

Was bedeutet es also, wenn Salafisten oder andere radikale Muslime sagen, sie wollten zurück zu den Wurzeln des Islam? Was wären genau diese Wurzeln? Kann man das bestimmen bei einem Glauben, der sich über die Jahrhunderte hinweg verändert hat, in Interpretation und Praxis?

Als Erstes, glaubt Amirpur, müsse der „religiöse Analphabetismus“ unter Muslimen thematisiert werden. „Es gibt viele, die nicht wissen, dass ihre Religion anders ist“, sagt sie. Nicht patriarchal, nicht frauenfeindlich, nicht aggressiv.

Außerdem gelte es, das Verhältnis zwischen Religion und Gewalt zu klären. Den Satz „Der Terror hat nichts mit dem Islam zu tun“ findet sie falsch, weil er eine zu simple Antwort auf eine komplizierte Frage

ist. Religion, meint sie, habe ganz allgemein das Potenzial, die Menschen aufzustacheln. „Wenn es einen Anschlag gibt, muss man sich schon mal die grundsätzliche Frage stellen, was schiefgelaufen ist.“

Ahmad Mansour wird das oft gefragt in diesen Tagen. Er ist Psychologe und hat das Talent, die Dinge klar und einfach zu formulieren. „Der Kampf gegen den Islamismus findet nicht nur in Syrien statt“, sagt er. „Dieser Kampf findet vor allem in unseren Schulen statt.“

Mansour, 39, spricht in seinem kleinen Büro in Berlin-Friedrichshain von einer „Jahrhundertaufgabe“. Geboren wurde er in Israel, seine Eltern waren Palästinenser, er wuchs auf im Hass gegen Juden. Heute warnt er vor Antisemitismus unter Muslimen. „Es geht nicht nur um Terroristen“, sagt er. „Sorgen machen mir die, die zur Gesellschaft gehören und sich von unseren Werten abgewendet haben.“

Mansour kennt die Gründe, warum ein jugendlicher entgleitet, es sind fast immer die gleichen: die fehlende oder überstrenge Vaterfigur, ein Gefühl der Bestimmung im

Glauben, Macht gegenüber anderen, der Geist der Rebellion und das Gefühl, zu einer Elite zu gehören. Es ist auch seine Geschichte, Mansour war selbst Islamist.

„Durch die harten Lehren unseres Imam bekam ich das Gefühl, im Besitz einer überlegenen Wahrheit zu sein, die anderen verborgen war und mit deren Hilfe ich mein Leben rettete“, schreibt Mansour in seinem Buch „Generation Allah. Warum wir im Kampf gegen den religiösen Extremismus umdenken müssen“. „Ich glaube, wir Pubertierenden hätten damals für unseren Imam fast alles getan.“

Heute beobachtet Mansour Verharmlosung und Realitätsflucht auf allen Seiten. Er wirft den islamischen Verbänden vor, dass sie sich „mit Hochglanzbroschüren und Mahnwachen aus der Verantwortung ziehen“ wollten. Politiker, die immer noch Forderungen unterstützen, dass muslimische Mädchen aus religiösen Gründen nicht zum Schwimmunterricht gehen müssen, kritisiert er. „Das sind im Grunde Rassistin“, sagt er. „Gleichberechtigung, Meinungsfreiheit, Religionsfreiheit, das ist alles nicht verhandelbar.“

Aber nicht nur der Islam müsse reformiert werden, meint er, es müsse auch mehr Wissen, Neugier, Verständnis in der Mehrheitsgesellschaft geben – und besonders die deutschen Schulen müssten sich verändern. „Wir brauchen Schulen, die kritisches Denken fördern“, sagt er, „und Lehrer, die radikales Denken erkennen.“

In seinem Buch erzählt er von einer Lehrerin, die stöhnte, dass sie mit ihrer Klasse nicht mehr zurechtkomme, 99 Prozent seien Türken. Als Mansour in die Klasse kam, sah er Syrer, Bosnier, Marokkaner und auch Türken. „Damit fängt es an“, sagt er. „Biografieunterricht. Man muss erst mal wissen, wer da sitzt.“

Und auch die Sozialarbeit müsse verändert werden, weil sie in den Achtzigerjahren stecken geblieben sei. „Die Sprache ist anders. Die Interessen sind anders. Die Jugendlichen kommen doch nicht in eine Beratungsstelle oder ein Jugendzentrum. Die sind den ganzen Tag im Internet.“

Ein Freitag in Berlin, in der Şehitlik-Moschee haben sich hundert Gläubige zum Gebet versammelt. Männer im Anzug und Jugendliche im Kapuzenpullover, Frauen mit und



Professorin Amirpur

„Als ich jung war, hat sich keine Sau für den Islam interessiert“



Psychologe Mansour

„Der Kampf gegen den Islamismus findet in unseren Schulen statt“

DMITRI LEITSCHUK / DER SPIEGEL

DMITRI LEITSCHUK / DER SPIEGEL



DMITRIJ LEITSCHUK / DER SPIEGEL

Neuköllner Gemeindevorsitzender Çetin: „Ein Ort für Muslime und Nichtmuslime“

ohne Kopftuch, Familien mit Kindern, Rentner, Studenten. Sie knien auf dem Teppichboden. Durch die Kuppel fällt helles Mittagslicht.

„Meine verehrten Geschwister!“, ruft der Imam auf Türkisch von der Kanzel, „die Botschaft Allahs lehrt nicht Krieg, sondern Frieden, nicht Terror, sondern Barmherzigkeit.“ „Allahu akbar“, murmeln die Gemeindemitglieder. Ender Çetin, der Vorsitzende der Gemeinde, wartet in der letzten Reihe, bis der Imam zu Ende gesprochen hat, dann übersetzt er die Predigt Wort für Wort ins Deutsche für all jene Gäste, die kein Türkisch verstehen.

Die Şehitlik-Moschee, Deutschlands zweitgrößte muslimische Gebetsstätte, liegt mit ihren beiden Minaretten für jedermann sichtbar am Columbiadamm im Stadtteil Neukölln. Sie wird, wie viele deutsche Moscheen, von der türkischen Religionsbehörde Diyanet betrieben, doch unter ihrem Vorsitzenden Ender Çetin hat sie sich in den vergangenen Jahren der Außenwelt geöffnet wie kaum eine andere muslimische Einrichtung in Deutschland.

„Wir wollen ein Ort sein für Muslime und Nichtmuslime“, sagt Çetin. Er sitzt nach dem Gebet in der Teestube der Moschee. Aus dem Hof dringt Stimmengewirr. Kinder spielen auf dem Boden.

Çetin ist 39 Jahre alt. Er trägt Jeans, Drei-Tage-Bart, kurze braune Haare. Seine Eltern kamen als Gastarbeiter aus dem Sü-

den der Türkei nach Deutschland. Er hat in Berlin Erziehungswissenschaften und Politik und im Fernstudium Islamische Theologie studiert. Als er vor viereinhalb Jahren den Job des Gemeindevorstehers übernahm, stand er vor einem Problem, das Moscheen und Kirchen gleichermaßen umtreibt: Die Gemeinde schrumpfte, junge Gläubige blieben den Gebeten fern.

Für die Einwanderer der ersten Generation sei die Moschee noch ein Rückzugsort gewesen, erzählt Çetin, ein Ort, an dem sie Schutz suchten vor einer Umwelt, die sie teilweise als fremd wahrnahmen. Ihre Kinder und Enkel hingegen wuchsen in dem Bewusstsein auf, Teil der Gesellschaft zu sein. „Sie wollen ihren Glauben nicht verstecken.“

Die Moscheen, meint Çetin, müssten sich dem Lebensgefühl junger Muslime anpassen. Er verordnete seiner Gemeinde ein Reformprogramm. Die Predigten werden übersetzt. Freiwillige bieten Führungen durch das Gebetshaus an. 30 000 Gäste empfing die Şehitlik-Moschee im vergangenen Jahr. Çetin sucht den Austausch mit anderen Religionen. Er engagiert sich in der Salaam-Schalom-Initiative, die Muslime und Juden zusammenführt.

In seinem Einsatz für einen toleranten Islam wirkt Çetin beinahe wie ein Getriebener. Er sagt, er wolle Grenzen ausreizen. Vergangenes Jahr lud er Schwule und Lesben in seine Moschee zu einem Gespräch

über Homophobie und Islamophobie. Islamistische Zeitungen in der Türkei hetzten daraufhin gegen seine Gemeinde.

Reformanhänger wie Çetin kämpfen an verschiedenen Fronten: Sie werden von konservativen Religionshütern aus dem Ausland unter Druck gesetzt, von älteren Gläubigen, denen der Wandel ihrer Gemeinde missfällt, und von Rechten, die Muslime generell ablehnen. Auf die Şehitlik-Moschee wurden in der Vergangenheit Brandanschläge verübt, Farbbeutel auf die Mauern geschleudert, die Grabsteine im Friedhof mit Hakenkreuzen beschriftet.

Er wolle sich aber nicht einschüchtern lassen, sagt Çetin, weder von Islamisten noch von Rassisten. Auch Mansour wird seit einiger Zeit bedroht, er kann sich nicht mehr frei bewegen. Er nimmt die Bedrohung scheinbar gelassen. Er glaube an einen barmherzigen Gott, sagt er, nicht an einen Gott, der „uns mit der Hölle bedroht“.

Glaube und Zweifel, das sind die beiden Pfeiler dieser Veränderungen. Oder wie es Navid Kermani in seiner Frankfurter Rede sagte: Wer als Muslim nicht mit dem Islam hadere, „nicht an ihm zweifelt, nicht ihn kritisch befragt, der liebt den Islam nicht“.

Georg Diez, Maximilian Popp



Videoreportage: Zu Besuch in der Neuköllner Şehitlik-Moschee

spiegel.de/sp062016islam
oder in der App DER SPIEGEL